newsletter
Behindertenpolitik
81
Sept. 2020

Medikamentenversuche an Kindern und Jugendlichen in niedersächsischen Heimen 1945 - 1978

Bereits im Juni 2019 legte eine im Auftrag des Niedersächsischen Ministeriums für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung durchgeführte Studie zu Medikamentenversuchen an Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Heimerziehung in Niedersachsen nach 1945 nahe, dass im Zeitraum zwischen 1945 und 1978 Arzneimittelversuche in den Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken des Landes sowie in sogenannten Fürsorgeeinrichtungen durchgeführt wurden. Dabei wurden internationale ethische Standards verletzt und mutmaßlich Rechtsbrüche begangen.

Jetzt hat das Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung (IGM) im Auftrag des Ministeriums einen zweiten Bericht zu diesem Thema vorgelegt. In diesem werden die Erkenntnisse aus der ersten Studie anhand des Studiums von Kranken- und Heimakten vertieft und konkretisiert. Die verantwortliche Wissenschaftlerin des IGM, Christine Hartig, wertete dafür Akten von Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken in Wunstorf und Königslutter, der Universitätsklinik Göttingen und von Erziehungsheimen aus.

Die Arzneimittelversuche dienten in der Regel dazu, Indikationsbereiche von Arzneimittelgruppen wie Neuroleptika, Schlafmittel, Antidepressiva und Bromverbindungen auszudehnen und Dosierungsempfehlungen zu geben. Ein Ziel war es dabei, eine Medikation zu finden, mit der verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche leichter betreut werden könnten. Dabei wurden Nebenwirkungen billigend in Kauf genommen. In den Akten fanden sich Hinweise, dass der Wunsch nach einer solchen Medikation von Einrichtungen der Jugendhilfe an Kliniken herangetragen wurde. Mitverantwortlich war ein unzureichender Personalschlüssel in den entsprechenden Einrichtungen des Landes. Darüber hinaus akzeptierten öffentliche Stellen Arzneimittelversuche als probates Mittel, um Arzneimittelkosten zu reduzieren.

▶ **Fortsetzung S.8**

Belebende Geschichte

„Uebrigens ist mir Alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben“. Diese Worte von Johann Wolfgang von Goethe wählte Friedrich Nietzsche zur Einleitung seiner Schrift „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“. Er kritisierte damit die damalige Darstellung der Geschichte als bloße Wiedergabe abstrakter, lebloser Daten.

Belebend wird Geschichte dann, wenn wir sie mit der eigenen Familie und persönlichen Biographien verknüpfen können. Das gilt besonders für die Zeit des Nationalsozialismus. Dann kann Geschichte zur „unerhörten Geschichte“ werden. Barbara Stellbrink-Kesy stellt ihr demnächst erscheinendes Buch vor (▶ **S.2**).

Belebend ist nach Goethe ebenso „vermehrte Tätigkeit“ – zum Beispiel durch kreatives Schaffen von Kunstwerken. Volker van der Locht weist in seinem Beitrag zu Christan Mürners neuer Publikation zum „Beteiligungscharakter der Kunst“ und zum 40jährigen Jubiläum der Hamburger Ateliergemeinschaft „Die Schlumper“ darauf hin, kreativ tätig zu sein, kann ein wichtiger Beitrag zur gesellschaftlichen Inklusion von Menschen mit Behinderungen sein (▶ **S.4**).

Behinderung ist für viele Nichtbehinderte zumeist noch Defizit und eingeschränkte Tätigkeit. Dass dem nicht so sein muss, zeigen die „belebenden“ Erfahrungen von Dörte Maack. Erika Feyerabend bespricht ihr Buch „Wie man aus Trümmern ein Schloss baut“ auf ▶ **S.7**.

Mag die Hitze der vergangenen Sommermonate eine gewisse Trägheit zur Folge gehabt haben, so hoffen wir doch, den Leserinnen und Lesern mit den Beiträgen dieser Ausgabe des newsletters ganz im Sinne Goethes einen belebenden Impuls zu geben.

Für die Redaktion
Volker van der Locht

Auch die Stille erzählt – Eine unerhörte Geschichte

Es muss um 1968 gewesen sein. Mein Vater – damals in seinen mittleren Jahren – und ich mit 17, wir standen uns mit zorniger Erbitterung gegenüber und schrien uns an. Warum nur?

Es ging um den Einfluss der Erblichkeit auf die Persönlichkeit von Menschen. Ich vertrat die Ansicht, der Mensch werde durch seine Umwelt entscheidender geprägt als durch Biologie. Mein Vater war der gegenteiligen Überzeugung. Ich wunderte mich über die Wucht des schmerzlichen Zusammenpralls. Warum war ich denn so getroffen? Ich ahnte, ich als Person war gemeint.

In meiner Familie war häufig von ‚Minderwertigkeitskomplexen' die Rede. Auch mein etwas menschenscheuer Vater sollte angeblich daran leiden.

Ich wuchs heran und begann darüber nachzudenken, ob es vielleicht die langen Schatten des Nationalsozialismus waren, die unser Zusammenleben trübten. Eine Ahnung, die sich kaum an etwas festmachen ließ. Der Alltag meiner Eltern ab 1933, als sie auf der Schwelle vom Kind zum Erwachsenen gewesen waren, verbarg sich hinter einer undurchdringlichen Nebelwand.

Schweigen tut weh

Ich bin unter dem Verdikt schlechter ererbter Persönlichkeitseigenschaften aufgewachsen. Als meine Eltern Grundschüler waren, hatten flächendeckende Erbgesundheitsschnüffeleien eingesetzt und zogen Denunziationen und Einschüchterung nach sich.

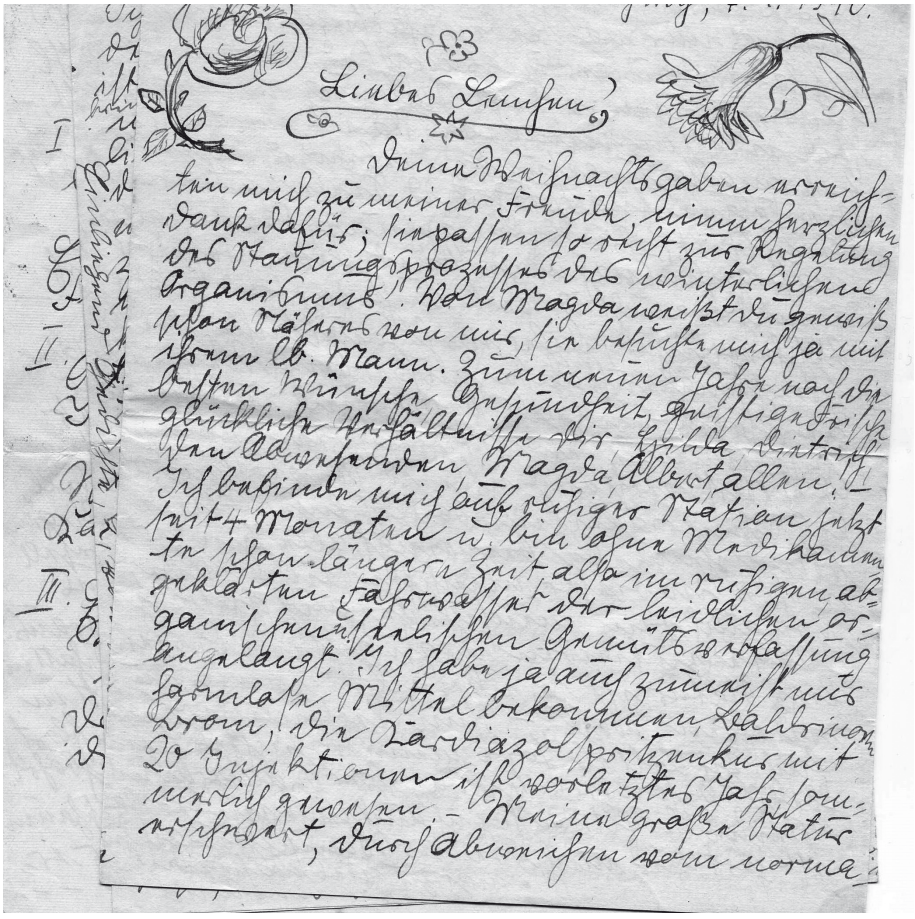
Rassenhygiene wurde Leitwissenschaft. Sie war (international) entstanden aus der Verschmelzung von Wissenschaft und Ideologie, sagte der Humangenetiker Benno Müller-Hill: „Die antisemitische Ideologie des deutschen Faschismus brauchte Genetik, Abstammungslehre und Rassenkunde zur totalen Beschreibung und zur totalen Beherrschung der Menschen."[1]

Verdammungsurteile über andere Menschen wurden auch in den sechziger Jahren zahlreiche gefällt. Als ich in die ‚Entwicklungsjahre' kam, wie man eine Generation zuvor sagte, fand ich nicht mehr selbstverständlich, dass über die Vergangenheit nicht gesprochen wurde und dass meine Vorstellungen vom Leben so komplett falsch sein sollten.

Familiengeschichte mit doppeltem Boden

Meine Eltern vermittelten, sie hätten innerlich Distanz zum Nationalsozialismus gehabt. So stammte meine Mutter aus einer sozialdemokratischen Familie. Mit etwa neun Jahren erfuhr ich von einem Onkel meines Vaters, der in der NS-Zeit in Hamburg hingerichtet worden war. Zusammenhänge blieben nebulös und kryptisch. Erst 1997 sprach mein Vater erstmals über eine Tante namens Irmgard, die anscheinend spurlos aus der Familie verschwunden war. Sie war die Schwester jenes Onkels gewesen, der – wenngleich von Jugend an völkisch – um das Jahr 1940 Widerstand im Nationalsozialismus geleistet hatte.

Sie also war das Familiengeheimnis gewesen! Ihre verleugnete Existenz war bis zu jenem Tag im Jahr 1998, an dem ich nach seinem Tod ihre Briefe unter dem doppelten Boden eines Schrankes fand, diese spürbare Leer-



Einer der Briefe, Absender: Irmgard Heiss/Stellbrink

stelle, die ich nicht hatte füllen können. Ihre Geschichte hatte gewirkt wie ein unterirdischer Fluss, der eines Tages hunderte von Kilometern entfernt wieder zutage tritt.

Frei aber verpönt

Diese Briefe meiner Großtante Irmgard Heiss/Stellbrink (1897 - 1944) aus den Jahren 1939 - 42 aus Heil- und Pflegeanstalten wurden Ausgangspunkt und ‚roter Faden' einer Rekonstruktionsarbeit. Als „menschenreiche Öde", so beschreibt sie darin ihre Umgebung. Als - „frei aber verpönt" - so beschrieb sie sich im Jahr 1940. Was war nur geschehen?

Unterwegs im Brachland des Vergessens

Ich fand heraus:
Als junge Frau aus bürgerlichem Haus hatte sie in einer Zeit der Umbrüche ihre eigene Lebensperspektive gesucht. 1916 war sie allein nach Berlin gegangen und hatte wenig später „unter ihrem Stand" einen rätedemokratisch orientierten Bergarbeiter geheiratet.
Die Familie geriet 1920 in Bochum in die Kämpfe um die Niederschlagung des Kapp-Putsches. Als ihr Mann 1923 in Untersuchungshaft geriet, suchte sie mit den zwei kleinen Kindern um Unterstützung in ihrem Elternhaus nach und wurde abgewiesen. Bald wandten sich die Eltern mit der Frage an Ärzte, ob diese Frau denn noch normal sei? Nein, bestätigten eugenisch beeinflusste Psychiater: Sie sei minderwertig, gefährde den Volkskörper und müsse darum interniert werden.
1924 begann ihre Stigmatisierung als „minderwertige Psychopathin", die bald die Form einer Verfolgung annahm. Briefe der Eltern an den Bruder Karl-Friedrich Stellbrink (1894 - 1943), der zwischen 1921 und 1929 in Brasilien als Pfarrer deutsche Gemeinden betreute, spiegeln die Sicht der Eltern. Gemeinsam mit seiner Frau Hildegard hatte ‚Fritz', wie er in der Familie genannt wurde, nach der Rückkehr 1930 Irmgards Söhne als Pflegekinder in die Familie aufgenommen.

Irmgard Stellbrink, Hildegard Dieckmeyer, Fritz Stellbrink um 1913

In den Jahren 1933 - 39 mussten die Pflegeeltern versucht haben, die Kinder vor dem Zugriff der rassenhygienischen Erbuntersuchungen, möglicherweise gar vor der drohenden Zwangssterilisation nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" zu bewahren. Denn die Jahre 1933 - 36 waren von großem Sterilisationseifer geprägt und Irmgard galt inzwischen als erbkrank. Über diese Dinge war ein absolutes Schweigegebot verhängt. Ich musste lernen, dieses Schweigen zu lesen.
Mein Vater, so stellte sich heraus, wurde als Kind und Heranwachsender Zeuge all der Ereignisse.

Was muss erzählt werden und wie kann man es erzählen?

Erzählen ist ein wichtiges Werkzeug, mit dem Menschen sich durch emotional berührende und wichtige Erfahrungen führen lassen. Doch gebe ich im Buch Lesern Hinweise, wenn ich fiktiv werde. Denn ich kann nicht wissen, ob es so – und nicht anders war. Niemand kann das wissen. Und ich gebe dem Dichter Hans Magnus Enzensberger Recht, der das Wort vom ‚lebendigen Erinnern' hinterfragt. Ich, als Lebende, liege darin den Toten in den Ohren. Ich rede und sie müssen schweigen.
Hinzu kommt, bis heute fehlt es an Bildern und Worten für das, was die Gesellschaft nur langsam anzuerkennen bereit ist: die Ermordung von angeblich „Gemeinschaftsfremden", die dem Holocaust voraus ging und mit ihm vielfach verbunden ist.
Briefe und Dokumente enthalten Anhaltspunkte dafür, dass Karl-Friedrich Stellbrink seine Schwester nicht verschwiegen hätte, wäre er nicht im November 1943 selbst zum Schweigen gebracht worden. Es war „kein Schleier des Vergessens", der die Existenz

▶ **Fortsetzung S.8**

Der Beteiligungscharakter der Kunst

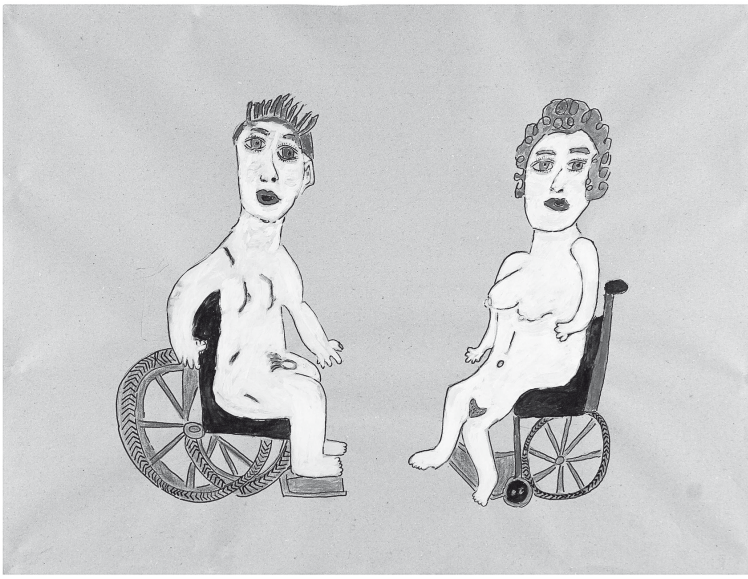
Der Künstler Joseph Beuys begriff Kunst als einen Prozess der Beteiligung. Mit anderen Worten, es ging ihm um den „Beteiligungscharakter der Kunst“. Bezogen auf Menschen mit Behinderungen legen diese Begriffe den Gedanken der Inklusion nahe. Und tatsächlich gibt es im Kunstbereich jenseits sicher vorhandener Diskriminierungen inklusive Initiativen. Wesentliche Beiträge in dieser Hinsicht hat die Ateliergemeinschaft „Die Schlumper“ in Hamburg geleistet. Sie feiert inzwischen das vierzigste Jahr ihres Bestehens.

Die Schlumper

„Schlump“, so heißt es im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm, ist ein „unvermuteter Glücksfall“. Tatsächlich kann die Existenz der Gemeinschaft als ein solcher Glücksfall bezeichnet werden, ist sie doch ein Beispiel für die erfolgreiche Durchsetzung des Eigensinns von als „geistig behindert“ klassifizierten Menschen. Es begann mit einem Projekt des Künstlers Rolf Laute, der 1980 die Idee hatte, die Bewohner und Bewohnerinnen der Alsterdorfer Anstalten über die Wandgestaltung eines Anstaltsgebäudes nicht nur mitreden, sondern auch mitarbeiten zu lassen.

Nach Abschluss des Projekts hatten die BewohnerInnen begriffen, dass ihr Werk nicht nur mindestens so schön wie das von professionellen nichtbehinderten Künstlern war, sondern dass sie durch die gemeinsame Arbeit selbst zu Künstlern geworden waren. Aufgrund dieser Erfahrung gründeten sie in der Straße „Beim Schlump“ ihre Ateliergemeinschaft, um ihre Arbeit fortzusetzen. Aus dem Straßenname leitet sich der Name „Die Schlumper“ ab. Mithilfe des 1985 gegründeten gemeinnützigen Vereins „Freunde der Schlumper“ und der damaligen Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales entstand 1993 das Arbeitsprojekt „Schlumper von Beruf“. Damit erhielten die Beteiligten – inzwischen sind es 32 – ein existenzsicherndes Arbeitseinkommen.

Selbstverständlich arbeiteten die Künstlerinnen und Künstler der Ateliergemeinschaft nicht für sich selbst, sondern zeigten ihre Kunst auch einer größeren Öffentlichkeit. 2005 hatten sie zu ihrem 25jährigen Jubiläum eine große Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle. Doch die Schlumper sind über Hamburg hinaus bekannt, sie stellten unter anderem in Bonn, Berlin, Brüssel, Chicago, San Gimignano aus. Seit 1995 besteht zudem das Kooperationsprojekt „Louise Schroeder Schule und die Schlumper“ in Hamburg-Altona. Im Mittelpunkt des Projekts steht die gemeinschaftliche gestalterische Tätigkeit mit Schülerinnen und Schülern der Louise Schroeder Schule, einer integrativen Ganztagsgrundschule.



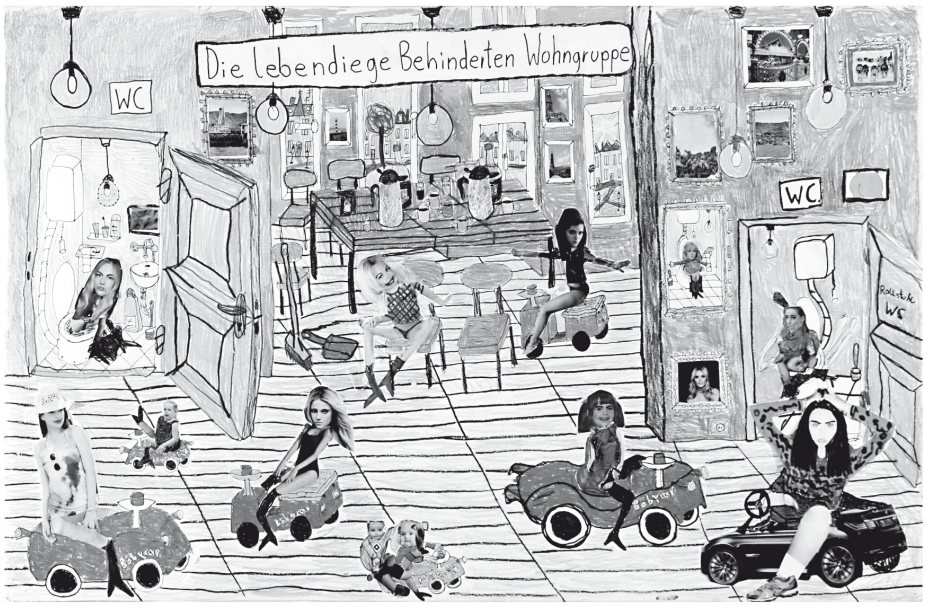
Als dritte Initiative gründete der Verein „Freunde der Schlumper“ zusammen mit der Hans-Kauffmann-Stiftung 2014 die „Galerie der Schlumper. Forum für Kunst und Inklusion“. In einem kunstpädagogischen Rahmen werden in den Galerieräumen Gruppen-Workshops durchgeführt. Außerdem sind Ausstellungen in Gemeinschaft mit anderen Künstlern mit und ohne Behinderung geplant.

Reflexionen zu Kunst und Behinderung

Zeitgleich zum Schlumper-Jubiläum hat Christian Mürner eine Aufsatzsammlung unter dem Titel „Der Beteiligungscharakter der Kunst“ veröffentlicht. Damit werden die in der Praxis erzielten Arbeitsergebnisse der Schlumper in einen größeren historischen und kunsthistorischen Kontext gestellt. Denn wie in der Gesellschaft generell hat es auch im Kunstbetrieb lange gedauert, bis Arbeiten von KünstlerInnen mit Behinderung Anerkennung gefunden haben. Schon vor mehr als hundert Jahren haben besonders Psychiater in ihren Kliniken Zeichnungen und Bilder der psychisch Kranken gesammelt. Eine dieser Sammlungen befindet sich in der Universitätspsychiatrie Heidelberg. Bekannt ist sie als Prinzhorn-Sammlung, benannt nach dem Kunsthistoriker und Arzt Hans Prinzhorn. Er hatte von 1919 bis 1921 den Auftrag, künstlerische Arbeiten aus unterschiedlichen europäischen Einrichtungen zu sammeln. Es ging ihm bei seiner Untersuchung um die Universalität des kreativen Gestaltens als Ausdruck von Seelischem. Dabei ver-

mied er weitgehend sowohl die Idealisierung der Kunst psychisch Kranker als auch die Psychiatrisierung der modernen Kunst. Prinzhorn interpretierte noch vorsichtig. Dagegen verstand Carl Schneider, während der NS-Zeit Leiter der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg und Gutachter im „Euthanasie"-Programm, die Werke als Beleg für die „Entartungs- und Minderwertigkeitstheorie" bei Geisteskranken.

In diesen Sichtweisen werden zugespitzt Konfliktlinien der Kunstbetrachtung sichtbar, die in abgemilderter Form bis in die Gegenwart andauern. Eine späte Würdigung erhielt die Sammlung Prinzhorn 2001, als sie in einem eigenen Museum einen dauerhaften Ort in Heidelberg fand. Trotzdem gab es nicht ganz zu Unrecht Streit. Die „Irreninitiative", eine Berliner Selbsthilfegruppe Psychiatrie-Erfahrener, argumentierte gegen die Präsentationsform in Heidelberg, es sei unstatthaft, die Bilder in (Klinik-)Räumen der Täter auszustellen. Zudem sei die Urheberrechtsfrage ungeklärt, weil die Werke Eigentum der entmündigten und teils ermordeten Künstler und Künstlerinnen bzw. eventueller Nachfahren seien. Die Werke sollten in ein „Haus des Eigensinns" in Berlin, dem zentralen Ort der NS-„Euthanasie"-Entscheidungen. Die Heidelberger Klinik wandte darauf ein, die Bilder seien Teil der Patientendokumentationen und gehörten zum Aktenmaterial der Klinik.



Entkolonialisierung

Die Rück- bzw. Herausgabe der Kunstwerke an die Betroffenen erinnert stark an die Forderungen afrikanischer oder asiatischer Länder um die Rückgabe von Kunstschätzen, die während der Kolonialzeit erbeutet wurden. Dort geht es um die kulturellen Ursprünge der kolonisierten Völker. Vielleicht war das eine oder andere von Kolonialisten erachtete „Kunstobjekt" ursprünglich Gegenstand ritueller Verehrung? Hier beschreibt die Zeichnung eines Patienten nur eine momentane Stimmung, wurde aber von einem Diagnostiker als Wahn interpretiert und als Kunst ausgestellt, ohne den Schöpfer des Werkes zu nennen. Es geht um Wiederaneignung dessen, was Menschen geschaffen haben, die in der einen oder anderen Weise diskriminiert werden/wurden.
Schon in den 1980er Jahren verstanden einige Historiker die Herausbildung des Anstaltswesens im 19. Jahrhundert als Kolonisierung der Lebenswelten im Gegensatz zur Kolonisierung fremder Länder. Das heißt: Während in den Kolonien die so genannten „Wilden" diszipliniert wurden, errichtete man die unterschiedlichen Anstalten für „Geisteskranke", „verwahrloste Jugendliche" oder „Arbeitsscheue", um in der Armutsbevölkerung differenziert die „bürgerlichen Tugenden" einzuimpfen für den sachgerechten Einsatz in der kapitalistischen Produktion. Das führt wieder zurück zu den Schlumpern, deren Leben mit den Alsterdorfer Anstalten verknüpft ist. Die Einrichtung ist dem evangelischen Wohlfahrtsverband des Diakonischen Werkes angeschlossen. Weitgehend vergessen ist, dass der Verband ursprünglich unter dem Namen „Innere Mission" im 19. Jahrhundert gegründet wurde. Das legt den Gedanken einer gleichzeitigen „äußeren Mission" der Christianisierung der genannten „Wilden" nahe. Auf heute übertragen, können also die Initiativen der Aneignung von Kunst psychisch Kranker durchaus in einem internationalen Kontext der Rückgabe kolonialer Raubkunst gesehen werden. Das ist auch eine Form der Inklusion.

Volker van der Locht, Essen

Christian Mürner:
Der Beteiligungscharakter der Kunst. Art brut/Outsider Art und Inklusion. Beltz Juventa Weinheim Basel 2020
ISBN 978-3-7799-6282-3 Print, 19,95 Euro
ISBN 978-3-7799-5583-2 E-Book (PDF), 18,99 Euro

Bildangaben
1. Daniela Grewe, geboren 1979 in Hamburg
Ohne Titel, 2017, Acryl auf Papier, 60 x 80 cm, © Freunde der Schlumper e.V. Hamburg.

2. Johannes Dechau, geboren 1982 in Hamburg
Die lebendiege Behinderten Wohngruppe, 2015, Farb- und Filzstift, Collage auf Papier, 65 x 100 cm, © Freunde der Schlumper e.V. Hamburg.

Neues von der Corona-Front

Maskenpflicht in NRW-Schulen – Schüler vom Transport ausgeschlossen

Mit der Amtsübernahme der jetzigen CDU/FDP-Landesregierung in Nordrhein Westfalen vor zweieinhalb Jahren war die Ankündigung verknüpft, sämtliche Förderschulen zu erhalten. Statt wohnortnahe, inklusive Bildung bedeutet der Erhalt dieser Schulformen, dass die behinderten Kinder teils weite und zeitaufwändige Wege zurücklegen müssen. Zum Teil bringen die Eltern die Kinder zur Schule, oft organisiert aber der Schulträger einen Fahrdienst mit Bussen.

Mit der Corona-Epidemie wird aber die Schwäche dieses Schulkonzepts offensichtlich. Denn mit Beginn des neuen Schuljahres im August gilt die strenge Maskenpflicht an NRW-Schulen. Jetzt wird deutlich: In der Umsetzung der Maskenpflicht lässt das Land einen Teil der Schülerinnen und Schüler einfach zurück, vor allem in den Förderschulen trifft es Schülergruppen, die keine Masken tragen können.

Einige Kommunen, kirchliche Träger, aber auch der große Landschaftsverband Rheinland (LVR) weigern sich, SchülerInnen in ihren Schulbussen zu transportieren, die behinderungs- oder krankheitsbedingt keinen Mund-Nasen-Schutz tragen können. Zuerst wurde ein Fall in Bonn öffentlich bekannt, in dem ein Schüler seine Förderschule nicht besuchen konnte, weil der Fahrdienst ihn nicht mitnahm. Dann folgte eine Veröffentlichung über sitzengelassene FörderschülerInnen einer Schule in Viersen.
Nun hat auch der Landschaftsverband Rheinland seinen Förderschulen mitgeteilt, dass er diesen SchülerInnen den Transport in den eigenen Schulbuslinien verweigert. Der LVR betreibt allein für Kinder und Jugendliche mit körperlichen Behinderungen 19 Förderschulen und wirbt auf seiner Homepage damit, 5.000 seiner SchülerInnen wegen ihrer Behinderung über die weiten Strecken zu den Förderschulen zu transportieren. Jetzt verweist er in dem Schreiben trocken darauf, dass er laut Schülerfahrtkostenverordnung des Landes keine Beförderungspflicht habe. Es sei Sache der Eltern, für den Schulbesuch ihrer Kinder zu sorgen. Nur in minutiös begründeten Ausnahmefällen könnten auf Antrag die tatsächlichen Fahrtkosten erstattet werden.

Traditionell werden SchülerInnen der Förderschulen, vor allem der Schulen für körperlich, geistig oder sinnesbehinderte Kinder und Jugendliche, in öffentlich finanzierten Schülertransporten zu ihren oft zehn, zwanzig oder dreißig Kilometer entfernten Schulen gefahren. Für einige Eltern ist der Fahrdienst ein wichtiges Argument, ihr Kind an der Förderschule und nicht in einer inklusiven Schule anzumelden.

In der Krise sind diese Versprechungen offenbar nichts mehr wert. „Seit Beginn der Corona-Krise wird Schülerinnen und Schülern mit Behinderung immer wieder die notwendige Unterstützung entzogen, die ihren Schulbesuch erst möglich machen“, kritisiert Bernd Kochanek, Vorsitzender des Inklusionsfachverbands Gemeinsam Leben, Gemeinsam Lernen NRW e.V.

Die Vorsitzende der Landeselternkonferenz LEK, Anke Staar, ist fassungslos darüber, wie die betroffenen Kinder und ihre Familien wieder einmal Diskriminierung erfahren und von den Verantwortlichen im Stich gelassen werden. „Wozu haben wir ordentliche Verwaltungen und Regierungen, wenn sie für solche Situationen keine Lösungen mitdenken und entwickeln, wie ein Schülertransport für alle möglich gemacht werden kann?“

Schulministerin Yvonne Gebauer hält die Praxis der betreffenden Schulträger und des LVR für rechtswidrig und sagt, sie habe bereits in intensiven Gesprächen mit dem LVR darauf gedrungen, dass die SchülerInnen wieder gefahren werden. Bisher ohne Erfolg. Die Ministerin wundert sich, dass dem Landschaftsverband Rheinland nicht gelingt, was der Landschaftsverband Westfalen-Lippe problemlos organisiere.

Auch der Elternverein mittendrin e.V. bezeichnet das Verhalten der betreffenden Kommunen und des LVR als völlig inakzeptabel. Die Vorsitzende Eva-Maria Thoms fordert ein Eingreifen der Schulaufsicht: „Diese Kinder und Jugendlichen haben Schulpflicht und ein Recht auf Bildung. Wenn die Schulträger sich weigern, sie den weiten Weg zu den Förderschulen zu transportieren, dann muss ihnen jetzt ein anderer Schulplatz in unmittelbarer Wohnortnähe angeboten werden – egal in welcher Schulform.“

Volker van der Locht, Essen

Buchbesprechung

„Wie man aus Trümmern ein Schloss baut“

So lautet der Titel des Buches von Dörte Maack. Sie hat die Corona-Pause genutzt, um aufzuschreiben, wie sie es schaffte, mit ihrer schleichenden Erblindung klarzukommen. Heute ist Dörte Maack 53 Jahre alt. Die Diagnose Retinitis pigmentosa wurde vor rund 25 Jahren gestellt. Die Augenerkrankung ist erblich bedingt und führt zur Erblindung. Therapie: keine. Das hat verständlicherweise erst einmal eine Lebenskrise ausgelöst. Insbesondere, wenn man sich zu vergegenwärtigen versucht, was die Frau zuvor in ihrem Leben gemacht hatte. Sie war in Hamburg als Kellnerin in einem Eiskaffee tätig, Straßenkünstlerin, hatte als junger Mensch in England eine Ausbildung in England zur Zirkus- und Trapezkünstlerin gemacht. Sie selber sagte im Rahmen eines Interviews im Westdeutschen Rundfunk, dass sie sich über drei Jahre wehrte, die Diagnose zu akzeptieren. Sie probierte alles aus, auch alternative Therapien und fuhr deshalb alleine nach China, um es mit Akupunktur zu versuchen. Dort, beim so genannten Mondkuchenfest, gelangte sie an den persönlichen Tiefpunkt – aber auch den Wendepunkt für sich.

Einen blinden Mitarbeiter in einer Beratungsstelle fragte sie: Was kann ich als Blinde denn noch machen? Antwort: Alles! Sie fing an, mit dem Stock zu gehen, bekam später einen Blindenhund, beendete ihr Sportstudium. Heute ist Dörte Maack glückliche Ehefrau und Mutter von zwei Kindern, Moderatorin und Coach. Als Moderatorin geht es wohl recht locker und lustig bei ihr zu. Zum Beispiel so: „Wie Sie sehen, bin ich blind“, begrüßte sie die Gäste, „das hat Nachteile, aber auch Vorteile: Ich kann nicht sehen, wenn Sie mich anlächeln, ich kann aber auch nicht sehen, wenn Sie die Augen verdrehen“. Dörte Maack arbeitete mit Prof. Andreas Heineke in Hamburg zusammen. Er erfand den „Dialog im Dunkeln“ und baute daraus ein erfolgreiches Unternehmen auf. Dörte Maack machte diese Methode für ihr Coaching fruchtbar, beispielsweise für Lehrer/innen, Führungskräfte oder auch Schulklassen. Dabei werden sehende Besucher/innen in einer völlig dunklen Umgebung durch blinde „Guides“ darin unterstützt, zum Beispiel einen Kaffeetisch zu decken. Die Idee: Erfahren, wie es ist, sich als Blinde/r in einer Welt zu bewegen, die für Sehende geschaffen wurde. Leider ist das Unternehmen in Hamburg, in dem blinde, gehörlose und ältere Mitarbeiter/innen einen Job gefunden hatten, nun auch der Corona-Krise zum Opfer gefallen. Das Unternehmen finanzierte sich zu neunzig Prozent aus Eintrittsgeldern und hofft auf staatliche Hilfen – auch für Unternehmen in sozialer Trägerschaft und nicht nur für die so genannten systemrelevanten Konzerne.

Gefragt, wie sie es geschafft hat, aus der Lebenskrise wieder herauszufinden, sagt Dörte Maack im Interview: Als ich ganz unten war, fragte ich mich selbst, werde ich zerbrechen? Geholfen haben mir Beziehungen zu anderen. Alleine hätte ich das nie geschafft. Und zu mir selbst. Ich musste mich schließlich auch neu akzeptieren und war erst Opfer meiner eigenen Vorurteile blinden Menschen gegenüber.

In ihrem Buch beschreibt sie eine Reise mit Familie und Blindenhund Lila nach Italien. Sie ist mit einem „Service“ der Bahn konfrontiert, den wir wohl alle kennen: Der ICE fährt in geänderter Wagenreihung ein. Schwer bepackt suchen sie nach den reservierten Plätzen im Zug. Danach der nächste Akt im vollen Zug: Die Suche nach der Toilette. Sie findet die Behindertentoilette, allerdings besetzt. Aber die Tür war nicht verschlossen, weil der dort auf dem WC sitzende Mann nicht wusste, wie man die Tür der Behindertentoilette abschließt. Naja, hat auch was Lustiges, dieses Nicht-sehen-Können.

Erika Feyerabend, Essen

Dörte Maack:
„Wie man aus Trümmern ein Schloss baut“, Patmos Verlag, August 2020
https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/neugier-genuegt/redezeit-doerte-maack-100.html

Fortsetzung von S.3

seiner Schwester verbarg, sondern es war die fortgesetzte Ausgrenzung ihrer abgewerteten weiblichen Existenz, die verhindert hatte, dass sie sichtbar werden durfte.

Sicher geschah es mehr als einmal, dass ein Mensch, der den neuen Herren zunächst viel Wohlwollen entgegengebracht hatte, zu der Erkenntnis kam, dass die Ziele und Methoden des Nationalsozialismus Bestandteile einer Politik der Tyrannei und Grausamkeit waren. Die immer brutaleren Übergriffe gegen alle „Minderwertigen" könnten zur Ernüchterung und Desillusionierung beigetragen haben. Die Biografie auf dieser Basis zu erzählen, erforderte eine Neurahmung und Bewertung überkommener, gängiger Vorstellungen von weiblicher Verrücktheit und Hysterie – aber auch von handlungsleitenden Motiven des evangelischen Pastors, der als einer der vier Lübecker Märtyrer in die Stadtgeschichte eingegangen ist.

Unerhörte Geschichte

Sehr verschiedene Elemente aus zwei Lebensläufen mussten zusammengefügt werden. Dazu schrieb ich Szenen als romanhafte Elemente auf der Grundlage der Dokumente. In Dialogen gebe ich meiner Großtante eine Stimme und reflektiere meine Rolle in dieser Erzählung.

Die Schauspielerin, Autorin und Filmemacherin Maryam Zaree drückt schlüssig aus, was auch mich beschäftigte: „Das Persönliche spielt hier eine Rolle, aber es ist hier nur ein Ausgangspunkt, der über sich hinausdeutet und universell wird. Wir sind als Gesellschaft verantwortlich dafür, zuzuhören, was den Anderen geschehen ist. Denen, die zu uns geflüchtet sind und denen, über die geschwiegen worden ist. Wir müssen ein Narrativ schaffen, wenn die Würde von Menschen verletzt worden ist."[2]

Sie erfuhr als erwachsene Frau, dass sie in einem iranischen Foltergefängnis geboren worden war, wollte einen Film über andere Menschen drehen, denen es ebenso ergangen war und dabei am liebsten selbst verborgen bleiben. Doch dann wurde ihr klar, dass sie sich – so nah an der Geschichte – nicht verstecken konnte. Denn es ging ja gerade ums Verdrängen.

Indem ich als Teil der „Unerhörten Geschichte" sichtbar bin, kann deutlich werden, wie die Vergangenheit in die Gegenwart hineinwirkt. Thema ist folgerichtig auch der Umgang mit der nationalsozialistischen Geschichte und der Weitergabe in Familie und Gesellschaft.

Barbara Stellbrink-Kesy

Kein Geschichtsbuch, keine Veranstaltung und keine Ausstellung werden zur Aufklärung führen, wenn wir nicht den persönlichen Bezug erkennen.

Alexandra Senfft,
Autorin von „Schweigen tut weh"

Anm. 1:
Benno Müller-Hill:
Selektion - Die Wissenschaft von der biologischen Auslese des Menschen durch Menschen.
In: Norbert Frey (Hg.),
Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit, S. 138/139.
R. Oldenbourg Verlag München, 1991

Anm. 2:
Deutschlandfunk - Interview mit Maryam Zaree zu „Born in Evin"

Fotografien:
Familienarchiv B. Stellbrink-Kesy, Berlin

Die Doppelbiografie mit dem Titel „Unerhörte Geschichte" von Barbara Stellbrink-Kesy, erscheint voraussichtlich im Oktober 2020 im zba.Verlag am Turm. Mit einem Vorwort von Gisela Notz und einem Geleitwort von Hansjörg Buss.
Ca. 420 Seiten, 22,- Euro

Fortsetzung von S.1

Sozialministerin Carola Reimann erklärt dazu: „Die wissenschaftliche Untersuchung dieser Vorgänge belegt noch einmal sehr eindrücklich das erschreckende Ausmaß dieser illegalen und zutiefst unethischen Arzneimittelstudien in niedersächsischen Kinder- und Jugendpsychiatrischen Kliniken."

Weitere Informationen und die IGM-Studien sind unter den folgenden Links abrufbar:

https://www.ms.niedersachsen.de/startseite/service_kontakt/presseinformationen/abschlussbericht-zu-medizinhistorischer-studie-zu-medikamentenversuchen-an-kindern-und-jugendlichen-zwischen-1945-und-1978-vorgelegt-ministerin-carola-reimann-studie-zeigt-erschreckendes-ausmass-192050.html

https://www.ms.niedersachsen.de/startseite/gesundheit_pflege/gesund-heit/psychiatrie_und_psychologische_hilfen/versorgung-psychisch-kranker-menschen-in-niedersachsen-14025.html

Lust zu schreiben?

- interessante Reportagen
- Erfahrungsberichte
- kompetente Analysen
- spitze Kommentare
- anregende Rezensionen und Kritiken

... oder sonst etwas aus der Welt behinderter Menschen

Der/Die melde sich:

newsletter Behindertenpolitik
Volker van der Locht
Finefraustr. 19
45134 Essen
Tel. 0201/4309255
E-Mail: volkervanderlocht@t-online.de

Impressum

newsletter Behindertenpolitik Nr. 81 (erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 91)

Redaktion und Mitarbeit:
Volker van der Locht (viSdP), Erika Feyerabend, Barbara Stellbrink-Kesy

Redaktionsadresse:
Finefraustraße 19, 45134 Essen
Tel. 02 01 / 43 09 2 55
E–Mail: volkervanderlocht@t-online.de

Druck:
Zeit-Druck Thäns, Dorfstr.22, 26759 Hinte